

**BIBLIOTHEKEN UND INFORMATIONSEINRICHTUNGEN : Aufgaben, Strukturen, Ziele; 29. Arbeits- und Fortbildungstagung der ASpB/Sektion 5 im DBV in Zusammenarbeit mit der BDB, BIB, DBV, DGI und VDB – zugleich DBV-Jahrestagung – ; 8.–11. April 2003 in Stuttgart / [bearb. von] Margit Brauer. – Jülich : Geschäftsstelle der ASpB, 2003. – 552 S.: Ill., graph. Darst.; 24 cm
(... Arbeits- und Fortbildungstagung der ASpB; 29)
kart.: EUR 69.80, EUR 49.80 (für ASpB-Mitglieder)**

Die tief greifenden Umbrüche im gesamten Informationswesen, nicht nur im Bibliothekswesen, sind im Bereich der Spezialbibliotheken auf eine besondere Weise sichtbar. Das zeigen die Tagungsände der ASpB seit geraumer Zeit mit großer Deutlichkeit. Der ASpB-Tagungsband 2003 ist so spannend und facettenreich wie seine Vorgänger. Darüber hinaus ist er mit 552 Seiten weitaus umfangreicher als diese. Er enthält 27 Fachbeiträge, die in sechs Sessionen vorgetragen wurden, ferner fünf Veranstaltungen außer der Reihe der Sessionen mit insgesamt 14 Beiträgen, schließlich die Eröffnungsrede des ASpB-Vorsitzenden, vier Grußworte und den Festvortrag, zusammen nicht weniger als 47 Beiträge höchst unterschiedlichen Zuschnitts.

Der beträchtliche Umfang des Tagungsbandes hat seine Ursache auch darin, dass man im Jahr 2003 auf den sonst jährlich stattfindenden Deutschen Bibliothekartag verzichtet hat, um angesichts des bevorstehenden IFLA-Kongresses in Deutschland (im August 2003 in Berlin) die Anzahl der Fachtagungen in vertretbaren Grenzen zu halten – ein Umstand, auf den der ASpB-Vorsitzende Rafael Ball schon in der Eröffnungsrede hingewiesen hat (S. 31). So stehen im vorliegenden Band immerhin mehrere Beiträge, die man eher auf dem von VDB und BIB verantworteten Bibliothekartag erwarten würde als auf einer ASpB-Tageung, etwa Andreas Anderhub: Ansätze zur Verankerung der Schulungsangebote der Bibliothek in das Studium (S. 179–197); Claudia Bodem: Die Vermittlung von Informations- und Medienkompetenz als Aufgabe der Fachreferenten? (S. 199–213); Gabriele Sobottka: Informationskompetenz für Studienanfänger – Planung, Konzeption, Realisierung (S. 215–229) und verschiedene weitere Beiträge, die hier nicht aufgezählt werden können.

Dass die ASpB-Tagung auf diese Weise zu einer Art »kleinem Bibliothekartag« geraten ist, lag diesmal wohl durchaus in der Absicht der Veranstalter und ist der Tagung, an welcher der Rezentsent teilgenommen und seine eigenen Beobachtungen gemacht hat, gut bekommen; auch der Tagungsband hat davon profitiert. Das Verzeichnis der Referentinnen und Referenten der Tagung (S. 547–552) weist nicht weniger als 37 Namen auf. Viele von ihnen haben darüber hinaus als Moderatoren spezielle, z.T. auch in dem Band dokumentierte Beiträge zum Gelingen der Tagung geleistet.

Die enge Verbindung der Themen, die mehr den Universalbibliotheken zugeordnet werden, mit denen, die mehr zur spezialbibliothekarischen Arbeit gehören, auf einer einzigen Tagung wird wohl die Ausnahme bleiben. Sie sollte es auch; denn unsere Bibliothekartage mit ihrem ohnehin reichlichen Angebot könnten sonst vollends überfrachtet werden – das Gleiche gilt umgekehrt von den Tagungen der ASpB.

Man wird gleichwohl festhalten dürfen: Die bunte Mischung der aktiven Teilnehmer auf dieser Tagung war ein Gewinn, sowohl für diejenigen, die sonst nur den Deutschen Bibliothekartag als auch für diejenigen, die sonst nur die ASpB-Tagung besuchen. Die Namen von etwa einem Drittel der Referentinnen und Referenten tauchen sonst in bibliothekarischen Publikationen (und auf den Deutschen Bibliothekartagen) kaum auf; es sind Mitarbeiter von Hochschulinstituten, nicht-universitären Forschungs- und Beratungseinrichtungen sowie kommerziellen Unternehmen.

Aus der Sicht eines regelmäßigen Besuchers der Deutschen Bibliothekartage brachten diese Personen lebendige Abwechslung in die Fachtagung, deren Themen, fachsprachlich trocken formuliert, sich freilich von denen anderer Tagungen keineswegs unterschieden: Session 1: *Kooperationen und Dienstleistungen* (fünf Beiträge – S. 95–149), Session 2: *Medien- und Informationskompetenz* (sieben Beiträge – S. 151–267), Session 3: *Managementsysteme zur Qualitätssicherung in Spezialbibliotheken* (ein Beitrag – S. 269–300), Session 4: *Berufsbilder* (fünf Beiträge – S. 335–385), Session 5: *Knowledge Management* (fünf Beiträge – S. 399–459) und Session 6: *Virtuelle Fachbibliotheken* (vier Beiträge

– S. 461–509); dazu die Sitzungen außerhalb dieser Reihe: *Die Zukunft der formalen und inhaltlichen Erschließung – ein Blick über die Grenzen der RAK/AACR-Diskussion* (S. 69–94), *Öffentliche Arbeitssitzung der Arbeitsgemeinschaft für Medizinisches Bibliothekswesen e.V. (AGMB)* (S. 301–318), *Standards und Übereinkünfte – Zusammenarbeit zwischen Lieferanten und Bibliotheken, Forum Zeitschriften/GeSiG e.V.* (S. 319–334), *Sektionssitzung der Gesellschaft für Bibliotheksessen und Dokumentation des Landbaus (GBDL)* (S. 387–398) und schließlich *Risse im Netz: vom Nutzen starker Regionalbibliotheken und Nachteil falscher Bescheidenheit* (S. 511–544).

Vieles wirkt erfrischend. Um das heftig umstrittene Thema *RAK und AACR* herauszugreifen, das im Tagungsband ganz vorne steht: Auf die knappe, gleichwohl qualifizierte und nachdenkliche Einführung von Ulrich Hohoff folgen kurze, unbefangen kritische Statements von der Art, die man sich in der Fachdiskussion öfter wünschte – ohne die verbreitete, nicht selten pharisäische *correctness*. Bernhard Eversberg wird vielen Kolleginnen und Kollegen aus der Seele gesprochen haben, wenn er sagt: »Das Katalogisierungspersonal sollte frühzeitig die Möglichkeit zum Einblick in neue Texte und Entwürfe haben. Engagierte Mitarbeiterinnen wünschen sich Möglichkeiten, eigene Erfahrungen, Meinungen und Fragen einzubringen.« Oder, wenn er feststellt: »Technische Verbesserungen sind aber kein Ziel an sich. Wichtig ist zuallererst, die eigentlichen Ziele des Katalogisierens neu zu überdenken, zu erweitern oder zu modifizieren. Dies kann eine neue technische Grundlage nur unterstützen, nicht ersetzen. Zu den neuen Herausforderungen gehören vernetzte, internationalisierte Normdateien.« (beide Zitate S. 75) – In eine etwas andere Richtung pointiert Heidrun Wiesenmüller das Thema: »Der Plan eines Umstiegs auf AACR2/MARC stellt nicht zuletzt den anachronistischen Versuch dar, eine heterogene Datenwelt durch Verordnung eines Standards von oben zu vereinheitlichen. Eine zeitgemäße Lösung kann jedoch nur darin bestehen, Tools und Informationssysteme auf Meta-Ebene zu entwickeln.« (S. 79) Dem ist zu diesem Thema nichts hinzuzufügen.

Weitere treffende Beispiele aus den anderen Berichten ließen sich anführen.



Das wäre reizvoll, würde jedoch den Rahmen der Rezension eines Sammelwerks sprengen. Für die oben aufgezählten bibliothekarischen Themen ist der Tagungsband in jedem Fall eine Fundgrube erhellender Erkenntnisse, die aus der Praxis stammen, zwar mitunter ein wenig banal wirken, aber durchweg weiterführen und Stoff zum systematischen Weiter-Denken geben.

Den Stoff zum Weiter-Denken, auch zum Nachdenken können Kolleginnen und Kollegen aller »Sparten« aus dem Tagungsband gewinnen; mit Recht hat Rafael Ball zu Beginn darauf hingewiesen, dass die Herausforderungen, denen heute alle Bibliothekarinnen und Bibliothekare gegenüberstehen, einander sehr ähnlich geworden sind: »Vorbei ist die Zeit, ... in der die klassische Bibliothekstypologie die Öffentlichen Bibliotheken, die Wissenschaftlichen Universalbibliotheken und die Spezialbibliotheken von einander trennt.« (S. 33) Wer den Tagungsband durchsieht, wird feststellen, dass diese programmatische Feststellung des Vorsitzenden die Sache trifft und damit auch den Tagungsband insgesamt gut charakterisiert.

Bibliothekare kommen heute nicht zusammen, ohne dass über die – in der Tat und ganz unbestreitbar – verheerenden Mittelkürzungen der öffentlichen Hand geklagt würde (und über die unsäglichen Preissteigerungen bei vielen Zeitschriften); der BDB-Vorsitzende Georg Ruppelt hat in erfreulich knapper Schärfe das mangelnde Problembewusstsein deutscher Politiker hinsichtlich der Bibliotheken benannt (S. 47), aber mehr dazu nicht gesagt, sondern sich positiveren Themen zugewandt. In dem Tagungsband fällt insgesamt sehr angenehm auf, dass man das unerfreuliche Thema zwar nicht verschweigt, es aber nicht allzu sehr hervorhebt; lieber arbeitet man an den vielfältigen aktuellen Aufgaben beharrlich weiter, so gut es geht – davon legt der umfangreiche Band bereit Zeugnis ab.

Dies wird bemerkenswerterweise auch in der Ansprache des Rektors der gastgebenden Universität Stuttgart (Prof. Dieter Fritsch) deutlich, der sich erkennbar bemüht, aus der Not seiner Hochschule und der Hochschulen eine Tugend zu machen. Bibliotheksbenutzer wie Bibliothekare können froh sein, wenn der Rektor einer Universität öf-

fentlich feststellt: »Ebenso wünschen wir uns, dass die UB in Kooperation mit dem Rechenzentrum der Universität zu dem Informationszentrum der Universität Stuttgart wird: die UB was die Inhalte angeht und das Rechenzentrum für technische und Verfahrensentwicklung.« (S. 45) Programmatische Aussagen dieser Art und dieser Klarheit hört man nicht allzu oft.

Andere beachtenswerte Feststellungen grundsätzlicher Art waren vom Festredner zu hören, dem Philosophen Ferdinand Rohrhirsch von der Katholischen Universität Eichstätt, der die Bildungsdebatte unserer PISA-Zeit auch deshalb kritisierte, weil sie »ihr Heil immer noch in der technologisch-positivistischen Hochrüstung, gepaart mit Kontrollen, Evaluationen und sonstigen Qualitäts- und ISO-Zertifizierungsmethoden« sucht – eine Aussage, die wahrlich Stoff zum Nachdenken liefert. An die kritische Äußerung schließt der Redner ferner die berechtigte Befürchtung an, die »öffentliche Verbrüderung von Politik und Wirtschaft bzw. von Bildungspolitik und Hard- und Softwareindustrie« werde »auf lange Zeit den finanziellen Haushalt von Bildungsinstitutionen einschnüren.« (beide Zitate S. 59); die Befürchtung stützt der Redner auf den gemeinsamen Auftritt des Bundeskanzlers und des damaligen IBM Deutschland-Chefs auf der Weltausstellung in Hannover im Jahre 2000.

Es scheint dem Rezensenten sinnvoll, auch auf die wenigen, knappen programmatischen Äußerungen hinzuweisen, die auf der Tagung gemacht wurden und sich im Tagungsband niedergeschlagen haben. Die Beiträge im einführenden Teil hätten es nämlich nicht verdient, unbesehen als »Sonntagsreden« betrachtet zu werden und deshalb ungelesen zu bleiben; sie sind vielmehr einer aufmerksamen Lektüre wert.

Diese Feststellung ändert nichts daran, dass der Tagungsband seinen Sinn in erster Linie für die bibliothekarische Praxis hat. Dort sollte man ihn gut zur Kenntnis nehmen; das Gleiche sollten die Lehrenden an unseren bibliothekarischen Studienstätten tun, lebendige Anreicherung der Theorie durch die Praxis ist ihnen sicher.

Schade allerdings, dass man wieder kaum redaktionelle Arbeit geleistet hat; dies hatte der Rezensent schon beim letzten Band kritisch zu vermerken. Wie-

der sind viele Schreib- und Interpunktionsfehler, ja sprachliche Schnitzer, wie sie in vorher eingereichten Konferenzpapieren vorkommen können, nicht aber im veröffentlichten Text, in diesem stehen geblieben und nicht korrigiert worden; wieder ist kein Trennprogramm eingesetzt worden, mit der bekannten, für das Aussehen der einzelnen Textseiten unschönen Folge, dass die Wörter in der einen Zeile ordentlich zusammen stehen, in der nächsten weit auseinander. In dem einen Beitrag stehen die Anmerkungen als Fußnoten, in dem anderen als Endnoten; auch dies eine störende Uneinheitlichkeit und im Zeitalter der Textverarbeitung ein leicht vermeidbarer Schönheitsfehler.

Engelbert Plassmann

KÜHN-LUDEWIG, MARIA: Johannes Pohl (1904–1960): Judaist und Bibliothekar im Dienste Rosenbergs; eine biographische Dokumentation / Maria Kühn-Ludewig. – Hannover: Laurentius-Verl. Dehmlow, 2000. – 334 S.: Ill.; 24 cm
(Laurentius: Kleine Historische Reihe; Bd. 10)
Literaturverz. S. 311–322
ISBN 3-931614-10-7 kart.: EUR 36.81

Vom katholischen Priester...

Die Bibliothekshistorikerin Maria Kühn-Ludewig (Dortmund/Paris) hat mit dieser Monografie Johannes Pohls eine auf längerer Forschungstätigkeit basierende Arbeit vorgelegt, die vor allem durch die Dichte der Quellen besticht, die den außergewöhnlichen Lebensweg des Beschriebenen fast exakt nachvollziehen lässt.

Der 1904 geborene Johannes Pohl wuchs in einem katholischen Milieu in Köln auf und scheint schon früh dafür bestimmt worden zu sein, Priester zu werden. Neben dem theologischen Studium in Bonn (Dissertation 1929: *Die Messiaserwartung beim Propheten Ezechiel*) diente er als Vikar in einer Essener Pfarre, wo zu seinen Aufgaben vor allem die Leitung des Kolpingvereins zählte. Bereits in der Pfarre versuchte er sich als Bibelexperte zu profilieren. Es war daher nur folgerichtig, dass ihn die Erzdiözese Köln 1929 zu dreijährigen Sprach- und Bibelstudien an das Päpstliche Bibelinstitut nach Rom entsandte. Im Studien schwerpunkt Altes Testament lernte Pohl

auch Hebräisch und erwarb ein weiteres Doktorat (»Bibel-Doktor«) mit der Arbeit *Familie und Gesellschaft in Israel nach den Schriften der Propheten*.

Als Stipendiat der katholischen Görres-Gesellschaft verbrachte er die Jahre 1931 bis 1934 am Orientalischen Institut der Görres-Gesellschaft in Jerusalem, wo er auch für den Deutschen Verein vom Heiligen Land tätig war.

... zum Publizist des Antisemitismus ...

1934 gab Pohl seinem Leben die erste Wende. Nicht nur, dass er aus dem Klerikerstand ausschied und eine Frau aus der Jerusalemer deutschen Kolonie heiratete, die ihm im Herbst 1934 nach Deutschland folgte. Im Lande selbst eröffneten sich für Pohl durch seine Sprachkenntnisse neue Möglichkeiten und er begann 1935 als Referent für Hebraica an der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin zu arbeiten. Er war Nutznießer der Entlassung von zwei Kollegen jüdischer Herkunft, von denen einer (Arthur Spanier) später im KZ Bergen-Belsen ermordet werden sollte. Der äußerst ehrgeizige Pohl bekam rasch ein Gespür für das Thema, das bei den Nazis große Konjunktur hatte und ihm Profilierungsmöglichkeiten eröffnete: die so genannte »Judenfrage«. Schon bald tat er sich mit antisemitischen Beiträgen in der Zeitschrift *Mitteilungen über die Judenfrage* hervor, die vom Institut zum Studium der Judenfrage herausgegeben wurde, das dem Propagandaministerium nahe stand. Darunter war auch der Artikel *Was ist der Talmud?* In der Folge sollte sich Pohl noch öfters in diversen nationalsozialistischen Schriften – darunter auch im berüchtigten Hetzblatt *Der Stürmer* – als »Experte« für Fragen des Talmuds publizistisch betätigen. Der Talmud nahm eine zentrale, hoch emotionalisierende Rolle in der antisemitischen Mythenbildung ein und wurde als zentrale Quelle eines unterstellten »jüdischen Hasses gegen die Nichtjuden« (so Pohl in *Der Stürmer* 17/1939, Nr.2) denunziert.

1937 wurden, wahrscheinlich vermittelt vom NS-Philosophen Alfred Baeumler, erste Kontakte zum »Amt Rosenberg« geknüpft. Alfred Rosenberg war als Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP bemüht, mit einer Mi-

schung aus Mystik, Rassismus und Pseudowissenschaft den Machtanspruch des Nationalsozialismus ideologisch zu begründen. Die Talente Pohls, die er als vermeintlicher »Kenner« des Judentums in der Propagierung des Antisemitismus entwickelte, kamen dabei Rosenberg und seinen Leuten sehr gelegen.

1938 legte Pohl die bibliothekarische Fachprüfung (Prüfungsarbeit: *Führer durch die Bibliotheken Palästinas*) ab und unternahm 1939 auch einen Habilitationsversuch an der Universität Berlin für semitische Philologie und Geistesgeschichte des vorderen Orients (Thema: *Talmudzensur*), der aber jämmerlich scheiterte. Die Gutachter stellten der »wissenschaftlichen« Arbeit Pohls ein vernichtendes (»ungenügend und wertlos«) Urteil aus. Mangelnde wissenschaftliche Fähigkeiten kompensierte Pohl mit enormem Publikationsfleiß. Maria Kühn-Ludewig konnte einige Dutzend Veröffentlichungen, vorwiegend in NS-Schriften, nachweisen (Publikationsliste: S. 294–298). 1940 trat Pohl der NSDAP bei und legte ein Talmud-Lexikon vor, das nach persönlicher Durchsicht von Rosenberg noch nicht zur Drucklegung würdig befunden wurde. 1940 erklopfte Pohl die nächste Sprosse in der Karriereleiter: In Frankfurt am Main wurde als Teil der als NS-Parteikademie geplanten »Hohen Schule« Rosenbergs das Institut zur Erforschung der Judenfrage eröffnet. Dort waren die Nationalsozialisten bemüht, alle Gegenstände und Dokumente des »Hauptfeindes« akribisch zu sammeln. Einen der Kernbereiche des Instituts bildete die Bibliothek, deren Aufgaben Rosenberg 1941 in seiner Rede zur Eröffnung umriss: »Die Bibliothek des heute zu eröffnenden Frankfurter Instituts zur Erforschung der Judenfrage ist heute schon die größte der Welt, die sich mit dem Judentum befasst. Sie wird in den kommenden Jahren noch in ganz entscheidender Weise vergrößert werden. Zahlreiche Forscher werden hier die Möglichkeit erhalten, in planvoller Weise und an Hand unbestechlicher Urkunden und genauerer Äußerungen alle Unterlagen durchzuarbeiten, die ein unbestechliches Bild von der Wirksamkeit des Judentums in Europa und namentlich in Deutschland ergeben.« (S.136) Die triumphalistische Pose Rosenbergs negierte aber die Tatsache, dass der Bücherbestand des Frankfurter Instituts (350.000 Bän-

de) zu diesem Zeitpunkt nicht jenen der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek der Hebräischen Universität in Jerusalem erreichte. Pohl selbst hatte diesen in seiner Arbeit über die Bibliotheken Palästinas bereits 1938 mit 360.000 Bänden beziffert. Der Gedanke, dass sich außerhalb des Machtbereiches der Nazis jüdisches Geistesleben entfalten konnte, hatte freilich keinen Platz in der Vorstellungswelt des führenden NS-Ideologen.

Im Institut zur Erforschung der Judenfrage war nun Pohl als Bibliothekar tätig. Den Grundbestand der Bibliothek bildete der frühere Judaica-Bestand der Frankfurter Stadtbibliothek, weshalb Pohl noch bis 1943 als Angestellter in Diensten der Stadt Frankfurt geführt wurde. Der Ergänzungsbestand wurde aus geraubten jüdischen Sammlungen bezogen.

... schließlich Bücherräuber

Damit begann die dunkelste Periode in Pohls Leben; war er bislang vorwiegend als ideologischer Täter engagiert, so wurde er jetzt selbst als Verfolger aktiv. Als Angehöriger des ERR (Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg) bereiste er die von der Wehrmacht eroberten Länder, um die Bibliotheken der jüdischen Gemeinden zu »sichten« und zur Plünderung und zum Abtransport in das Frankfurter Institut bereitzumachen. In dieser Funktion trieb er in Wilna, Saloniki, Minsk, Riga und Kiew sein Unwesen.

In Wilna traf er dabei mit dem legendären Ghetto-Bibliothekar Herman Kruk zusammen. Kruk leitete früher eine Arbeiterbibliothek in Warschau und hat ab 1941 die Ghetto-Bibliothek Wilna geführt, die im Dezember 1942 die 100.000. Buchausleihe feiern konnte. Inmitten der allgemeinen Verzweiflung berühren die anlässlich des Jubiläums überlieferten Worte des Schülers Itzchak Rudashevsky: »Hunderte lesen hier. Das Lesen ist auch mein größtes Vergnügen. Das Buch verbindet uns mit der Zukunft und mit der Welt. Die Ausleihe von 100.000 Büchern ist eine große Sache, und das Ghetto ist mit Recht stolz darauf.« (S. 195) Kruk und sein Team mussten, ehe sie selbst ermordet wurden, nun im Auftrag der Nazis ihr eigenes Werk liquidieren. Die Kultur, die Kruk bewahren wollte, will Pohl rauben, um sie anschließend diffamieren zu können. Dem historischen Zusammentreffen der ungleichen Büchermenschen Kruk

und Pohl hat der israelische Dramatiker Joshua Sobol in seinem Stück *Ghetto* zwei Szenen gewidmet.

Insgesamt sollten 550.000 geraubte Bücher aus West-, Ost- und Südeuropa dem Institut zugeführt werden; davon sind 300.000 in Frankfurt angekommen, während der Rest in Berlin und anderen Orten lagerte. In Frankfurt wurden 150.000 Exemplare ausgepackt, aber nur zu einem geringen Teil (27.848 Bände) katalogisiert (S. 228).

Das Institut zur Erforschung der Judenfrage gab auch die Zeitschrift *Weltkampf* heraus, die für Pohl zum zweiten beruflichen Standbein werden sollte und wo er in dichter Folge antisemitische Artikel veröffentlichte.

Anfang 1943 wurde das Bibliothekspersonal des Instituts von der Stadt Frankfurt direkt in den Dienst der NSDAP überstellt. Im Herbst 1943 wechselte Pohl zu Rosenbergs Zeitschrift *Weltdienst*, wo er die letzten beiden Jahre der NS-Diktatur als führender antisemitischer Propagandapublizist verbrachte. Eine Titelauswahl aus Pohl-Publikationen des Jahres 1944 zeigt die Kontinuität seiner Leitthemen: *Tausend Talmudzitate, Gibt es eine jüdische Religion? Der Talmud als Lehre des Asozialismus in der Geschichte der Menschheit, Antijüdische Papsterlaße* (S. 298). Zuletzt war er noch als Organisator eines großen antijüdischen Kongresses in Krakau tätig, der jedoch wegen des Kriegsverlaufes nicht mehr stattfinden konnte.

Leben nach dem Krieg

1945 wurde Pohl gefangen genommen und Ende Oktober 1946 aus der Internierungshaft entlassen. Kurz davor war sein Dienstherr Rosenberg als Hauptkriegsverbrecher hingerichtet worden. Im Verfahren vor dem Nürnberger Militärgericht zitierte der amerikanische Ankläger bei der Auflistung der Plünderrungsprogramme auch aus dem Bibliotheksbericht Pohls vom 29. April 1943, ohne allerdings den Namen des Verfassers zu erwähnen. Inzwischen absolvierte Pohl bereits die Haftnachprüfung und legte ein geschöntes Publikationsverzeichnis, in dem er die Hetzartikel in NS-Organen verschwieg, vor. Auch in der Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek wurde nachgeforscht und dort konnte sich niemand an Pohl erinnern. Die Frankfurter Stadtbibliothek wollte ihre Verwicklung in das Institut zur Erforschung der Judenfrage möglichst gering erscheinen lassen; entsprechend wenig wusste man daher den Ermittlern über Pohl zu berichten.

Nachdem Pohl, ohne dass jemals ein Gerichtsverfahren gegen ihn stattgefunden hat, früh freigelassen worden war, begab er sich wieder unter die Schirmherrschaft der katholischen Kirche und begann dort erneut, wo er 1934 aufgehört hatte: 1949/50 erschienen mehrere Artikel Pohls in der Publikation des Deutschen Vereins vom Heiligen Land. In seinen Melddaten aus jener Zeit erscheint als Beruf noch immer »Bibliothekar«.

Ab 1953 fand er eine Beschäftigung als Verlagslektor. Ehrgeiz und Fleiß dürften noch immer reichlich vorhanden gewesen sein, wie eine Stelle aus einem 1956 an den Dechanten seiner früheren Pfarre gerichteten Brief verrät: »... Ich bin seit Jahren führendes Mitglied der Duden-Redaktion in Wiesbaden und darf sagen, daß 90 % der Arbeit, die in den beiden letzten Auflagen des Rechtschreibbuchs steckt, von mir ist ...« (S. 283) Im selben Schreiben bezeichnet er die Verlagsarbeit auch als »im Interesse unserer Kirche« stehend. Aus verständlichen Gründen hat er damals seine Beiträge anonym oder (in populärmedizinischen Werken) unter einem Pseudonym geliefert. 1960 starb Johannes Pohl 56jährig in Wiesbaden.

Anpassung und Mittäterschaft

Die Nationalsozialisten wollten das Judentum geistig auslöschen und physisch liquidieren. Kulturelle Zeugnisse des Judentums sollten jedoch für propagandistischen Missbrauch gesammelt werden. Hier machte sich Johannes Pohl als Publizist des Antisemitismus und als Bücherräuber doppelt schuldig.

Dienstbeflissenheit zählte zu den hervorstechendsten Charaktermerkmalen Pohls, die er sowohl für die Kirche als auch für die NSDAP eingesetzt hat. Das bibliothekarische Täterprofil jener Zeit war dabei wesentlich unauffälliger als das anderer Personengruppen, wurde doch letztlich das gemacht, was schon davor und auch danach immer zum Handwerk von Bibliothekaren zählte: Sichten, Sammeln und Erschließen. Die akribisch-bürokratisch betriebene Berufsleidenschaft war scheinbar so erschöpfend, dass dabei nachhaltig ausgebendet werden konnte, dass diese Eigenschaften zu Synonyma für Enteignung und Raub geworden waren. Anders lassen sich wohl die vielen Kontinuitäten in institutionellen und persönlichen Geschichten nicht erklären und auch nicht der Umstand, dass Jahrzehntelang über die Verstrickung von Bibliotheken in den Bücherraub einfach hinweggegangen wurde. Dass man sich neuerdings verstärkt dieser Geschichte stellt, ist manchmal freilich nur die Folge von berechtigten Restitutionsforderungen.

Maria Kühn-Ludewig zählt zu jenen Bibliothekarinnen, die bereits seit vielen Jahren im Rahmen des Arbeitskreises kritischer Bibliothekarinnen (AKRI-

DIE REZENSENTEN

Reinhard Altenhöner, Die Deutsche Bibliothek, Deutsche Bibliothek Frankfurt am Main, Adickesallee 1, 60322 Frankfurt am Main, altenhoener@dbf.ddb.de

Dr. Andreas Drechsler, Universitätsbibliothek Bamberg, Feldkirchenstr. 21, 96052 Bamberg, andreas.drechsler@unibib.uni-bamberg.de

Heimo Gruber, Büchereien Wien, Erdbergstr. 5–7, A-1030 Wien, heimo.gruber@buechereien.wien.at

Prof. Dr. Engelbert Plassmann, Robert-Koch-Str. 16, 44801 Bochum, plassmann-bochum@gmx.de

Prof. Dr. Peter Vodosek, Seestraße 89, 70174 Stuttgart, vodosek@hdm-stuttgart.de

BIE) einen Großteil ihres verdienstvollen Engagements der Aufarbeitung von bislang wenig beachteten Sektoren der Geschichte ihres Arbeitsbereiches widmet.

Mit der Biografie von Johannes Pohl hat sie ihre bisher umfassendste Arbeit vorgelegt. Dabei die Grenzen zwischen Opportunismus und Mittäterschaft auszuleuchten, ist ihr nach eigener Aussage (S. 286) auch ein aktuelles Anliegen.

Die Bibliotheksgeschichtsschreibung ist jedenfalls um eine wichtige Studie bereichert worden.

Heimo Gruber

MARTI, HANSPETER: *Klosterkultur und Aufklärung in der Fürstabtei St. Gallen / Hanspeter Marti. – St. Gallen: Verl. am Klosterhof, 2003. – 236 S.: Ill.; 28 cm (Monasterium Sancti Galli; 2)*
ISBN 3-906616-55-X Hgewebe: sfr 96.00

Auf Bedeutung und Rang der Veröffentlichungen der Stiftsbibliothek zur Kultur-, Buch- und Bibliotheksgeschichte aufmerksam zu machen, hieße wohl, Bücher nach St. Gallen zu tragen. Bei der Herausgabe wissenschaftlicher Reihen kooperiert sie seit vielen Jahren mit dem Stiftsarchiv, so zum Beispiel seit 1971 bei der Reihe »St. Galler Kultur und Geschichte« mit bereits über 30 Bänden. Als jüngstes Gemeinschaftsprojekt wurde die Reihe »Monasterium Sancti Galli« auf den Weg gebracht, deren zweiter Band hier angezeigt werden soll. Ihm vorausgegangen ist im Jahre 2000 Band 1 »Cultura Sangallensis: gesammelte Aufsätze/Peter Ochsenbein. Zu seinem 60. Geburtstage« (Tremp, Ernst (Hrsg.) St. Gallen: Verlag am Klosterhof, 2000). Diese Festschrift ist eine Hommage für den früheren Stiftsbibliothekar Prof. Dr. Peter Ochsenknecht, editiert von seinem Nachfolger Prof. Dr. Ernst Tremp.

Hanspeter Marti, der Autor des neuen Bandes, dürfte bibliothekarischen Kreisen vor allem durch den von ihm und Emil Erne sowie von weiteren Mitarbeitern erarbeiteten »Index der deutsch- und lateinsprachigen Schweizer Zeitschriften von den Anfängen bis 1750« (Basel: Schwabe, 1998) bekannt geworden sein, einem wichtigen Verzeichnis von Aufsätzen, Rezensionen und Gedichten.

Seine »Klosterkultur und Aufklärung« versteht sich als ein Beitrag zur

Aufklärungsforschung über die Deutschschweiz, die sich bisher überwiegend den protestantischen Orten gewidmet hat. Im Vorwort weist Marti darauf hin, dass für die katholischen Gebiete vor allem Luzern das wissenschaftliche Interesse auf sich gezogen habe. Mit der Beleuchtung der Verhältnisse auf dem Territorium der Fürstabtei St. Gallen, die ein zugewandter Ort und Bündnispartner der alten Eidgenossenschaft war, wendet er sich einem weiteren Stützpunkt des Katholizismus in der Schweiz zu.

Die Untersuchung ist in zwei Teile gegliedert. Der erste, im Umfang etwa ein Drittel des Buches, befasst sich mit der Einstellung der klösterlichen Hauptrepräsentanten zur Aufklärung. Festgemacht wird dies an drei herausragenden Persönlichkeiten: am vorletzten Fürstabt Beda Angehrn (er regierte von 1767 bis 1796) – kein Anhänger der Aufklärung, aber moralisch integer und politisch klug, am Chef der geistlichen Aufsichtsbehörde, Offizial P. Iso Walter (1722–1801) – ein Kritiker der Aufklärung, und an dem weltlichen Spitzenbeamten von 1782 bis 1798, Karl Müller-Friedberg (1759–1836), der als der Gründer des Kantons St. Gallen gilt.

Vor diesem Hintergrund nun entwickelt sich der bibliothekshistorisch wichtigere zweite Teil, der die Aspekte des Büchererwerbs unter dem letzten fürstäbtlichen Bibliothekar P. Johann Nepomuk Hauntinger (1756–1823, mit Unterbrechungen Stiftsbibliothekar von 1780 bis zu seinem Tode) behandelt. Im Vergleich zu Abt und Offizial nahm er eine nicht unkritische, aber aufgeschlossene Position gegenüber der Aufklärung ein. Unter den Benediktinerabteien des deutschsprachigen Raumes kann St. Gallen nicht eben als aufklärungsfreudlich charakterisiert werden, was aber nicht ausschloss, dass man sich mit allerdings ausgewählten Inhalten aufklärerischen Denkens auseinander setzte. Davon legt Zeugnis ab, dass die Bibliothek noch kurz vor dem Ende der Abtei in den Jahren von 1780 bis 1792 einen ansehnlichen Ausbau auch durch Literatur der Aufklärung erfuhr. Ihm verdankt sie nicht zuletzt einen Teil ihrer bedeutenden frühneuzeitlichen Bestände, die zu Unrecht im Schatten der mittelalterlichen Schätze stehen.

Im Jahre 1784 unternahm Hauntinger eine Bibliotheksreise zu Klöstern in Süddeutschland, die ihn über Oberschwa-

ben bis nach Neresheim führte. Auf dieser Reise stellte er ein Bücherverzeichnis, eigentlich eine Bücherwunschliste, zusammen. Bei der Aufstellung der Liste bediente er sich vor allem der »Einleitung in die Bücherkunde« des Wiener Jesuiten und Leiters der Garellischen Bibliothek, Michael Denis. Auf dieser Grundlage fertigte er später einen Akzessionskatalog an, in dem er die etwa 4.200 von ihm bis 1792 erworbenen Buchtitel verzeichnete. Er ist die Hauptquelle für Martis Analyse. Marti beschreibt zunächst die in St. Gallen praktizierten Erwerbungsarten und schlüsselt anschließend die Erwerbungen »in einzelnen Fächern im Einflussbereich der Aufklärer und ihrer Gegner« auf: die theologischen Disziplinen, die Jurisprudenz, die philologischen Fächer, die Naturwissenschaften sowie Logik, Metaphysik und Ethik. Die erkennbaren Tendenzen interpretiert er mit der gebotenen Vorsicht, weil Aussagen über die eigentliche Rezeption, vereinfacht gesagt, wer hat was und überhaupt gelesen, kaum möglich sind. Überdies ist zu beachten, dass sich Marti ausschließlich mit den Erwerbungen Hauntingers für die »Hauptbibliothek«, für die der berühmte barocke Bibliothekssaal steht, beschäftigt, nicht aber mit den nur bruchstückhaft dokumentierten Bücherbeständen bei einzelnen Amtsträgern, in den Außenstationen usw. Ein Aspekt verdient besondere Erwähnung, nämlich »eine bis anhin wenig beachtete Komponente interkonfessioneller Beziehung zwischen der [reformierten] Stadt St. Gallen und der Fürstabtei«. Marti hat sicher Recht, wenn er aus seinen Forschungsergebnissen ableitet, dass sich der Geschichtsschreibung »ein weites interdisziplinäres Betätigungsfeld« eröffnet. Insofern trifft die Selbsteinschätzung seiner Arbeit als »Vorstudie« wohl zu. Wenn es sich über dieses Understatement hinaus auf den ersten Blick »nur« um eine lokale Fallstudie zu handeln scheint, täuscht auch dies: Marti hat die Kenntnis über die Aufklärung in der Deutschschweiz in wichtigen Punkten ergänzt.

Wenn am Schluss von der Ausstattung dieser Publikation die Rede sein soll, dann sozusagen nicht bloß als Epitheton ornans. Nicht allzu oft leisten sich heutzutage Verlage eine solche dem Inhalt und der Institution angemessene Qualität: hinsichtlich Typografie (Schrift »Ri-

alto«, großzügiger Satzspiegel), vorzüglicher Farbabbildungen von Titelblättern, von Personen und Ansichten und angenehm getöntem Papier (Normaset Puro, 120g/m²). Der Einband ist Halbleinen mit Reihentitel auf dem Vorderdeckel in Prägedruck sowie mit aufgeklebtem Rückentitelschild.

Peter Vodosek

SCHMIEDER-JAPPE, THOMAS: *Die Sammlung der orientalischen Handschriften der Staatsbibliothek zu Berlin: Geschichte, Bestandsstruktur und aufgabenorientierte Bedeutung im nationalen Rahmen* / Thomas Schmieder-Jappe. – Berlin: Logos, 2004. – X, 93 S.; 24 cm
(Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft; Bd. 13)
Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Abschlussarbeit, 2003
ISBN 3-8325-0502-4 kart.: EUR 24.00 (DE), EUR 24.70 (AT), sfr 43.70

Für die internationale orientalistische Forschung stellt die Staatsbibliothek Berlin mit ihrer bedeutenden Orientabteilung eine erstklassige wissenschaftliche Ressource dar. Mögen die finanziellen Schwierigkeiten der SBB-PK in den 1990er Jahren die wünschenswerte Tiefe in der Erwerbung der aktuellen wissenschaftlichen Literatur aus den diversen orientalischen Staaten bzw. den Hauptsprachen des Nahen Ostens (Arabisch, Persisch, Türkisch) doch eingeschränkt haben, so stellen die orientalischen Handschriften der Bibliothek zweifelsohne ein Glanzstück dar, das weltweit unter Forschern höchste Wertschätzung genießt. Hier ist anzumerken, dass der Begriff »orientalistisch« bzw. »Orient« in diesem Zusammenhang in seiner Definition eher an dem im 19. und bis zur Mitte des 20. Jh. gebräuchlichen Verständnis angelehnt ist, das alle Gebiete jenseits des Bosporus meinte und eigentlich ganz Asien umfasst, aber auch weite Teile Afrikas miteinschließt. Diese heute überkommene Begriffsbestimmung ist aber traditionellerweise noch in manchen Bereichen wie etwa Fachgesellschaften (so etwa der DMG – Deutschen Morgenländischen Gesellschaft) und Bibliotheken wie der SBB-PK anzutreffen. Würde man eine Rangliste von Sammlungen mit orientalischen Handschriften erstellen, so würde die Berliner Sammlung in

Europa mit ihren ca. 42.000 Bänden an Handschriften nach der British Library, London und der Bibliothèque nationale de France, Paris, quantitativ ungefähr den dritten Rang einnehmen, wobei die BL und die BnF »orientalistische« Handschriften ähnlich weitreichend wie die SBB-PK definieren, während in Deutschland bei den orientalischen Handschriften nach der SBB-PK mit weitem Abstand die Bayerische Staatsbibliothek, München, und die Forschungsbibliothek Gotha als Teil der gemeinschaftlichen Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha folgen. Weltweit befinden sich die größten Sammlungen mit Handschriften in arabischen Alphabeten in der Bibliothek der Stiftung der Süleymaniye-Moschee in Istanbul, der ägyptischen Nationalbibliothek Dar el-Kotob, Kairo und der irakischen Handschriftenbibliothek Dar al-Makhtutat, Bagdad. (Siehe www.bl.uk/collections/orientalcollections.html; www.bnfr/pages/collections/mssor.htm; Stand 11.11.2004; World survey of Islamic manuscripts, hrsg. von Geoffrey Roper, London 1992-1994, 4 Bd., I, S. 351/52 (zur BSB), I, S. 338 (zu Gotha), III, S. 347-351 (zur Bibliothek der Süleymaniye-Moschee), I, S. 212/13 (zum Dar el-Kotob, Kairo), II, S. 19/20 (zum Dar al-Makhtutat, Bagdad)).

Die vorliegende kleine Monografie, die als Abschlussarbeit des postgradualen Fernstudiums Bibliothekswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin, entstanden ist, unternimmt nun erstmals den Versuch, die Geschichte der Berliner Sammlung, ihre Struktur und ihre Einbettung in die Bibliothek darzustellen. Darüber hinaus schildert sie die Aktivitäten der Orientabteilung SBB-PK im Rahmen der Erschließung der orientalischen Handschriften.

Erwerbungsgeschichte und Bestandsaufbau

Nach einer Definition des Begriffes »Orientalische Handschriften«, die unscharf bleibt, aber auch bleiben muss, da hier zeitgenössisches Verständnis mit dem historischen Begriff kollidiert und zudem die Erwerbungsaktivitäten vieler Bibliotheken sehr heterogenes Material in die Sammlungen einbrachten, nimmt die Entstehungsgeschichte der Berliner Sammlung aus nahe liegenden Gründen mit fast 20 Seiten den größten Raum dieser Arbeit ein. Deutlich wird dabei zu-

nächst, wie eng die Ankäufe bzw. die Einarbeitung orientalischer Handschriften mit der frühen Geschichte der damals Churfürstlichen Bibliothek verbunden ist. Gefördert durch den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm wurden bereits in diesem Frühstadium in der zweiten Hälfte des 17. Jh. zahlreiche Handschriften erworben, die u.a. von in der Orientalistik so bedeutenden Personen wie dem im Iran aktiven Reisenden und Diplomaten Adam Olearius stammten, aber auch bereits eine beträchtliche Anzahl an Sinaica umfassten. Nach einem fast völligen Stillstand im 18. Jh. setzt im 19. Jh. die Hochphase der Erwerbung von Handschriften ein, die den heutigen Weltrang der Sammlung begründet. Die bedeutenden Erwerbungen werden zumindest kurz aufgelistet, z.T. auch ausführlicher beschrieben, so u.a. die Sammlungen Chambers, die sehr wichtig für die Entstehung der modernen Sanskritistik war, und Sprenger, die fast 2.000 arabische, persische und Urdu-Handschriften einbrachte. Häufig wird dabei die aus dem zeitgenössischen Nationalismus herrührende Konkurrenzsituation deutlich, in der die Berliner Bibliothek gegen die großen anderen europäischen Bibliotheken stand, um bestimmte Sammlungen für die »deutsche Wissenschaft zu sichern«. Die Sammlungstätigkeit der Bibliothek hielt auch im 20. Jh. bis zum Beginn des NS-Systems unvermindert an und ließ bedeutende Tibetica und südindische Palmhandschriften in ihren Besitz gelangen. Durch frühzeitige Auslagerungen bzw. durch gegen ausdrückliche Anweisungen durchgeführte Transporte in westliche Regionen Deutschlands überstanden die orientalischen Handschriften den Zweiten Weltkrieg relativ gut, obwohl einzelne Teile der Ostasiatica vernichtet wurden oder nach Kriegsende in Krakau blieben. Die beiden Teilnachfolgerbibliotheken traten das Erbe der Preußischen Staatsbibliothek auf höchst unterschiedliche Art an: Während die Deutsche Staatsbibliothek in Ostberlin im Bereich der orientalischen Handschriften erwerbung kaum aktiv werden konnte, kaufte die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Westberlin weiterhin kontinuierlich orientalische Handschriften an und erwarb in den 1960er und 70er Jahren bedeutende Bestände türkischer und arabischer Handschriften, aber auch sehr

rare Handschriften des Himalayavolkes der Naxi in einer weltweit einzigartigen Bilderschrift. Die quantitativ letzte bedeutende Erwerbung datiert von 1996 und brachte Palmlatt- und kaschmirische Papierhandschriften in die SBB-PK.

Struktur und Katalogisierung

Das folgende Kapitel über die Bestandsstruktur widmet sich Fragen der Quantität der Sammlung, den dort repräsentierten Schriften und Sprachen, den in der Kodikologie so wichtigen Themen der Beschreibstoffe und Einbände, dem Alter der in der SBB-PK vorhandenen Handschriften und ihrem Inhalt. Auffällig ist dabei das relativ junge Alter einer substanziellen Zahl von orientalischen Handschriften (siehe auch den Eintrag zur SBB-PK im World survey, I, S. 320/21), unter denen die arabischen die zahlenmäßig größte Gruppe bilden, gefolgt von den Sanskrit-Handschriften und den Tibetica.

De facto genauso wichtig wie die Erwerbung der Handschriften ist deren qualifizierte Katalogisierung, mit der sich das fünfte Kapitel auseinander setzt und bei der Bibliotheksmitarbeiter der Staatsbibliothek in der zweiten Hälfte des 19. Jh. Herausragendes vollbracht haben. Erwähnt sei hier nur der zehnbändige Katalog der arabischen Handschriften von Wilhelm Ahlwardt (Verzeichnis der arabischen Handschriften, Berlin 1887–1899, 10 Bd.; 1980–1981 erschien beim Olms-Verlag ein im Format verkleinerter Nachdruck), der damit für die arabische Literaturgeschichte insgesamt Pionierarbeit geleistet hat. Nach einer langen Pause in der Produktion von Handschriftenkatalogen begann 1961 unter der Leitung des langjährigen Leiters der Orientabteilung Wolfgang Voigt das früher von der DFG und jetzt von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen geförderte Großprojekt des »Verzeichnisses der orientalischen Handschriften in Deutschland«, bei dem die Redaktion bis heute bei der SBB-PK liegt und das bis 2015 abgeschlossen sein soll. Bisher sind 115 Bände erschienen und der Autor hebt die internationale Vorreiterrolle dieses Unterfangens, bei dem die Staatsbibliothek die Koordination und Leitung innehat, zu Recht hervor.

Einem extrem knappen Kapitel über die Orientabteilung der SBB-PK selber

folgt ein nicht minder kurzer Abschnitt über ein in der Orientabteilung angewandtes Programm zur Verwaltung der Datenbank, die vor allem der Benutzungsverwaltung dient und offensichtlich den alltäglichen Umgang mit Benutzungsfällen erleichtert.

Ein etwas diffus »Umfeld der Sammlung orientalischer Handschriften« benanntes und gleichfalls knapp gehaltenes Kapitel beschäftigt sich u.a. neben Fragen der Reproduktion von Originalhandschriften vor allem mit den wissenschaftlich sehr wichtigen Turfanfragmenten, die ebenfalls in der SBB-PK aufbewahrt werden und deren Bearbeitung Teil eines internationalen Projektes unter der Leitung der British Library geworden ist.

Zwei abschließende sehr kurze Abschnitte versuchen zukünftige Arbeitsfelder der SBB-PK (die vom Autor als das inoffizielle Zentrum orientalischer Handschriften in Deutschland bezeichnet wird) bei der Handschriftenbearbeitung zu beschreiben und vor allem eine übergreifende Untersuchung der orientalischen Handschriftenbestände in Deutschland anzuregen.

Fazit und Ausblick

Ihre Stärken hat diese Arbeit sicherlich mit der relativ ausführlichen Geschichte des Bestandsaufbaus und der verschiedenen Erwerbungsepochen der heutigen SBB-PK sowie dem Kapitel über die Katalogisierung der Handschriften. Hier werden die verschiedenen Erwerbungsphasen der Sammlung gut herausgearbeitet und die zwangsläufig zufälligen Erwerbungen chronologisch geschildert; Wissenschaftler und orientalistische Fachbibliothekare können sich so einen umfassenden Überblick über Abfolge der Erwerbungen und die Herkunft einzelner Teile verschaffen. Das Kapitel über die Katalogisierung ist gleichfalls informativ, was die beteiligten Personen – zugeleich ja in ihrer Zeit häufig bedeutende Wissenschaftler – und die verschiedenen Abschnitte der Handschriftenkatalogisierung anbelangt. Die Hervorhebung des Großprojektes »Verzeichnis der orientalischen Handschriften in Deutschland« unter der Leitung der Orientabteilung der SBB-PK ist richtig und rückt dieses vielen orientalistischen Wissenschaftlern nicht immer hinreichend bekannte Projekt etwas in den Vordergrund (sie-

he auch <http://kohd.staatsbibliothek-berlin.de/textde.htm>. Stand 16.11.2004). Die übrigen Kapitel sind eher knapp gehalten und teilweise etwas plakativ geraten und deswegen ohne rechte Aussagekraft. Eine Lektorierung hätte hier sicher gut getan. Zustimmen muss der Rezensent jedoch dem Verfasser vorbehaltlos in dessen Forderung nach einer Datenbank oder einem Druckwerk (S. 64/65), das in einem Überblickswerk deutschlandweit die orientalischen Handschriften nach Standort und Sprache mit Anbindung an die Kataloge umfasst. Auch die Anregung nach einer wissenschaftlichen Untersuchung der orientalischen Handschriftensammlungen in Deutschland und deren Geschichte (S. 66) ist sicherlich sinnvoll (der entsprechende Eintrag im World survey, I, S. 317–365, ist hier natürlich nicht ausreichend und kann einen ausführlichen Überblick nicht ersetzen). Vorläufig wäre es aber bestimmt auch schon sinnvoll, diese Arbeit trotz ihrer vorhandenen methodischen Schwächen als Anregung zu nehmen, in kleinen Abhandlungen die Geschichte der bedeutenden deutschen Sammlungen orientalischer Handschriften und ihrer Einzelbestände aufzuzeichnen.

Andreas Drechsler

SCHWARTZ, DIETER: Einsatz und Leitbilder der Datenverarbeitung in Bibliotheken: dargestellt an ausgewählten Projekten der Deutschen Forschungsgemeinschaft / Dieter Schwartz. – Berlin: Logos, 2004. – XII, 264 S.; 24 cm
(Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft; Bd. 12)
Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 2003
ISBN 3-8325-0506-7 kart.: EUR 42.00 (DE), EUR 43.20 (AT), sfr 74.80



In seiner 2003 am Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin erstellten und ange nommenen Dissertation untersucht Dieter Schwartz 30 Jahre Einsatz der Datenverarbeitung in Bibliotheken. Dabei interessieren ihn erklärtermaßen besonders die Leitbilder, die im historischen Rückblick auf die Zeit zwischen 1965 und 1995 zum Tragen kamen. Zugrunde gelegt hat er für dieses Unterfangen im Wesentlichen Projekte, die im Rahmen des Förderprogramms *Modernisierung und Rationalisierung* der Deutschen For-

schungsgemeinschaft in diesem Zeitraum durchgeführt wurden.

Inhaltsangabe

Inhalt und Vorgehen der Arbeit lassen sich wie folgt zusammenfassen: In einem ersten Teil wird nach einer sechseitigen Einführung auf knapp 25 Seiten ein geschichtlicher Abriss der Datenverarbeitung gegeben, der sich im Wesentlichen auf allgemeine Grundlagenliteratur und einführende Handbücher stützt. Die folgenden rund 50 Seiten widmen sich dann dem eigentlichen Untersuchungsgegenstand: Schwartz zählt diverse Projekte aus der Laufzeit des Programms auf und bemüht sich darum, jede wertende Betrachtung zu unterlassen.

Der Vorbereitung der eigentlichen kritischen Analyse dient das nächste Kapitel: Hierzu werden – auf wiederum knapp 25 Seiten ausgeführt – die Elemente »DFG, Projekte, Modernisierung und Rationalisierung sowie Innovation und Technik« herausgearbeitet und beschrieben, die Schwartz zu »geeigneten Betrachtungsgrößen« erklärt (S. 99).

Das folgende Kapitel, »Kritische und vergleichende Betrachtung der beschriebenen Bibliotheksprojekte« stellt mit seinen 65 Seiten somit das eigentliche Herzstück der Arbeit dar. Hier sind die versprochenen Erkenntnisse aus dem Einleitungskapitel, nämlich »gegenwärtigen und zukünftigen Projekten der Datenverarbeitung die Ursprünge aufzuzeigen« (S. XI f.) zu erwarten, da »das Studium der Vergangenheit ... der Gegenwart dienen und eine ergebnisreiche Zukunft vorbereiten« solle. Schwartz bietet außerdem als Dreingabe auf gut 25 Seiten eine zusammenfassende Betrachtung inklusive Ausblick auf die aktuellen Diskussionen, um abschließend nochmals eine Zusammenfassung auf nun einer Seite folgen zu lassen. Weitere rund 70 Seiten füllt der Anhang, der u.a. Förderrichtlinien der DFG, den DFG-Leitfaden für Antragsteller aus dem WWW übernimmt und abdruckt, einige aus sekundären Quellen übernommene Übersichten, ferner eine Auflistung der behandelten Projekte, einen Abschnitt mit Begriffsklärungen im Kontext von Bewertungsgrößen und Leistungsparametern und schließlich – neben dem ausführlichen Abkürzungs- und Literaturverzeichnis, das eine bunte und erkennbar höchst unterschiedlich intensiv in die Arbeit

eingegangene Sammlung enthält – Themenvorschläge für weitere Arbeiten, auf die noch einmal zurückzukommen sein wird (S. 222f.). Ein Register fehlt bedauerlicherweise.

Datenverarbeitung und Bibliotheksentwicklung

Methodisch gruppiert sich – das wurde schon deutlich – die Arbeit um Termini wie »Leitbilder«, »Modernisierung«, »Rationalisierung«, »Innovation« und will dies mit konkreten Projekten in einer »praxisbezogenen Sichtweise« (so der Klappentext) kontrastieren. Von diesem Zugang her stellt die Arbeit einen durchaus interessanten Ansatz zur historischen Würdigung der Datenverarbeitung und ihrer Rolle im Entwicklungsprozess der Bibliotheken dar.

Schwartz will die »Projekte in ihrer Gesamtheit mit übergreifenden Beschreibungsmerkmalen und Entwicklungsphasen, insbesondere Ziele und Leitbilder der Bibliotheksprojekte« betrachten und herausarbeiten (S. 4). Problematisch ist allerdings dabei, dass das methodische Vorgehen nicht ausreichend tief erfolgt oder auch nur einmal zusammenfassend reflektiert wird und mit der Auswahl und den ausgewählten »Quellen« selbst völlig unkritisch umgegangen wird. Weder wird klar definiert, was eigentlich unter einem »Leitbild« verstanden wird, noch, was diese Leitbilder eigentlich ausmacht oder was sie sind.

Ähnliches gilt für das zugrunde gelegte Material: Werden die DFG-geförderten Projekte als Abbild der Gesamtentwicklung gesehen und wenn dies so gemeint ist, warum wird es nicht deutlich gesagt und entsprechend belegt? Eine nicht begründete affirmative Aussage zum Ende der Arbeit: »Die beschriebenen DFG-Projekte sind aufgrund ihrer thematischen Breite ein Spiegelbild der technischen Entwicklung zum Einsatz der Datenverarbeitung in Bibliotheken.« (S. 162) reicht dazu nicht aus.

Wieso wird primär ein Förderprogramm (und das zeitlich teilweise parallele Förderprogramm »Informationsvermittlung in Bibliotheken«) untersucht? Wie betten sich die Aktivitäten in andere Förderaktivitäten der DFG ein und vor allem: Welchen Bezug hatte diese Förderlinie zu den Rahmenplanungen und Positionspapieren der DFG?

Schlimmer noch: Einerseits wird ausdrücklich darauf verzichtet, eigene Bewertungen zu Projekten oder auch zu besprochenen Förderaktivitäten abzugeben (S. 4f.), stattdessen werden »Kommentare und Bewertungen der Projekte aus vorhandenen Quellen herangezogen« (S. 5). Andererseits werden diese (Selbst-)Statements aus dem DFG-Kontext selbst, in dünner Auswahl aber auch aus der zeitgenössischen Projektberichterstattung der Projektnehmer völlig unkritisch übernommen (S. 111f., 141ff.).

Zwar werden ausführlich Erfolgsparameter für Projekte diskutiert, andererseits aber verbiete sich jede Wertung bzw. Erfolgskontrolle (S. 79 ff.). Gütekriterien werden benannt, aber extrem kurz abgehandelt: So ist etwa der Grad der Akzeptanz eines Projekts gerade einmal zwölf Zeilen wert (S. 146) und wird auch später nicht weiter berücksichtigt.

In diesem eigentümlichen Sinne schwankend und vage ist der ganze methodische Ansatz. Fragen etwa, ob und wie Entscheidungsstrukturen der DFG Einfluss auf die Auswahl und die Durchführung bestimmter Projekte hatten, ob es in bestimmten Perioden bestimmte Leitbibliotheken und Leitprojekte gab werden erst gar nicht gestellt.

Hinzu kommen unsaubere sachliche und zeitliche Abgrenzungen: Einerseits wird der Fokus eng auf die DFG-Projekte ausgerichtet und in dieser »geschlossenen Welt« beschrieben, da und dort aber wird doch darauf verwiesen, dass etwa die ersten experimentellen Ansätze zur Übernahme der Hollerith-Lochkartentechnik deutlich vor den ersten DFG-Projekten lagen (S. 40f.).

Wenn es schließlich um die Definition der kritischen »Betrachtungsgrößen« geht, verschwimmen bereits in der Arbeit beschriebene Ansätze, übernommenes Vokabular aus der DFG-Förderung und der Projekte und der Berichte über sie vollkommen ineinander und jede kritische Distanz schwindet. Fragen zum Beispiel, ob und wie Einsatzbedingungen der Datenverarbeitung in den Bibliotheken Projekte prägten und umgekehrt inwieweit die Datenverarbeitung geplant als Ansatz zu Reorganisation der Geschäftsabläufe in Bibliotheken eingesetzt wurde, werden bestenfalls gestreift, aber nicht systematisch zusammengefasst und bewertet. Ist überhaupt die Isolierung des Aspektes Datenverar-

beitung legitim – unter Verzicht auf alle anderen »Betrachtungsgrößen«? Wenn zudem der internationale Einfluss weitgehend ausgeblendet wird und generelle oder nationale Debatten im Bibliothekswesen ausgespart bleiben, kann der Erkenntnisgewinn insgesamt nur klein bleiben.

Eine Wertung findet nicht statt

Die Tendenz, auf wertende Aussagen zu verzichten und nur in Ansätzen den Stoff systematisch zu betrachten, zieht sich durch die ganze Arbeit. Verbunden mit der großen Zahl redundanter Äußerungen, die immer wieder um die »eingehämmerten« Begriffe des Förderprogramms, also Rationalisierung, Modernisierung und Innovation, kreisen, ist die Lektüre insgesamt daher wenig spannend (Beispiele: S. 4ff., 41ff., 78ff., 93ff., 104ff., 154ff., 165ff., 170ff., 180ff.) Einzelne kleine Aspekte im Sinne anekdotischer Details aus einzelnen Projektberichten mögen von Interesse sein (Begleitumstände der Entstehung von MAB [S. 51], die Idee, eine eigene höhere Programmiersprache für Bibliotheksanwendungen zu schaffen [S. 136]), es gelingt Schwartz aber nicht, größere Linien herauszuarbeiten. So versucht er zwar, 30 Jahre DFG-Förderung zu systematisieren, greift dazu aber ausschließlich auf die (wenigen) Selbstäußerungen der Geschäftsstelle zurück. Die behauptete Schwerpunktverlagerung von »Übernahme« zu echten Entwicklungsprojekten ab 1973 (S. 106) oder generell von eher experimentell ausgerichteten Projekten zu Beginn des Förderprogramms zu »grundlegenden und langfristigen Zielrichtungen« (S. 103ff., 120ff., 162ff.) bleibt vage und wird nicht belegt – und ist auch wohl kaum belegbar. Eine Gesamtbetrachtung der Förderaktivitäten der DFG im Bibliotheksbereich kommt kaum in den Blick, dafür wird die Gesamtorganisation der DFG ausführlich beschrieben. Gleches gilt für das Begutachtungssystem der DFG, das weder zutreffend beschrieben (Zusammenspiel Gutachter – Unterausschüsse – Bibliotheksausschuss – Geschäftsstelle), noch

ergebnisbezogen analysiert wird (S. 54ff., 108, 116, 120ff.). Stattdessen kommen sehr allgemeine Aussagen heraus, die nicht weiterführen: wie »Projekte sollen Forschung unterstützen« (S. 87) oder: »Die DFG fördert mit ihren Programmen das Bibliothekswesen in unterschiedlichen Bereichen« (S. 90) – wohlgemerkt als Ergebnisformulierung am Ende eines Abschnitts.

Insgesamt erhält man so mehr eine Materialansammlung zum Thema als eine Aufarbeitung – auch wenn die zum Teil fein gegliederte extreme Kapitelaufteilung etwas anderes suggeriert. Verbunden mit der starken Fußnotenlastigkeit (oft mehr als die Hälfte einer Seite einnehmend mit z.T. kuriosen Auswüchsen, wenn etwa von einer Textstelle auf zwei hintereinander stehende Fußnoten mit inhaltlich nahezu gleichen Aussagen verwiesen wird [S. 72, 247/248]) ist die im Übrigen technisch sehr sauber erstellte Arbeit (ein Kolumnenfehler S. 64, kaum Tippfehler) aus meiner Sicht keine Leseempfehlung.

Wirksamkeit der Projekte?

In doppeltem Sinne interessant ist der Hinweis auf weiteren Untersuchungsbedarf (S. 222), hier macht Schwartz zwei Vorschläge. Zum einen solle man den Betrachtungsfokus auf das Ausland (und hier insbesondere die USA) und auf einen Systemvergleich (DDR) legen, zum anderen einen Vergleich organisatorischer Strukturen in kommerziellen Unternehmen und Bibliotheken ziehen, der klären solle, ob »Unternehmen – im Gegensatz zu Bibliotheken – aufgrund ihrer inneren Strukturen besser in der Lage sind, innovative Entwicklungen aufzugreifen und erfolgreich in den Routinebetrieb umzusetzen« (S. 223). Die so indirekt getroffene Aussage zu Bibliotheken, über eine geringe Innovationsfähigkeit zu verfügen, ist für sich wohl wenig überraschend. Erstaunlich aber ist, dass diese Erkenntnis in der gesamten Arbeit nicht klar ausgesprochen wird – und daher auch in der Analyse der Projekte und der Förderanstrengungen der DFG keine Rolle spielt. Zwar wird an manchen Stel-

len auf Probleme bei der Nachnutzung von Projektergebnissen und auf Widerstände in Bibliotheken verwiesen (immer in Form von zeitgenössischen Zitaten); diese Äußerungen werden dann aber sofort wieder durch anders lautende Aussagen relativiert (s.a. die Zusammenfassung, S. 194).

Hier aber liegen tatsächlich interessante Ansätze: Wie lässt sich die »Wirksamkeit« bestimmter Projekte untersuchen, was zur Wirkungsgeschichte bestimmter technischer Innovationen in Bibliotheken sagen? In diesem Zusammenhang müssten DFG-Positionspapiere und Stellungnahmen des Bibliotheksausschusses viel breiter berücksichtigt werden. Auch eine zahlenbasierte Analyse von 30 Jahren DFG-Förderung lässt möglicherweise interessante Schlüsse zu und spiegelt sich wandelnde Förderschwerpunkte. Wie ist das spezifische Gutachter-System der DFG im Kontext der Bibliotheksförderung zu sehen, inwieweit wirkten Gutachter aus Forschung und Wissenschaft erkennbar inhaltlich ein? Wie hat sich das Bild der Geschäftsstelle in dieser Zeit verändert und inwieweit existiert eine eigene Binnendynamik der Geschäftsstellenaktivitäten? Sind Begutachtungsmaßstäbe und Veränderungen in 30 Jahren erkennbar? Dies wäre schon deshalb interessant, weil die DFG-Projekte ja nicht nur einfache Spiegelbild der Geschichte sind, sondern durchaus auch von speziellen Interessen gesteuert sind und eigenen Leitbildern folgen.

Der Mut zu selbstverständlich begründeten Bewertungen einerseits und eine vertiefte Analyse einzelner ausgewählter Projekte und ihrer jeweiligen Wirkungsgeschichte andererseits hätten sicherlich einen größeren Erkenntnisgewinn gebracht. Wenn einmal in der Arbeit konkret ein Leitbild inhaltlich benannt wird, nämlich das traditionelle »Leitbild eines einheitlichen und gemeinschaftlichen Bibliothekswesens« (in der Zusammenfassung, S. 195), wird erheblich klarer, was denn eigentlich gemeint ist.

Reinhard Altenhöner